Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 66 (1986)
Heft: 10

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Bild der Schweiz von heute

Das Bild der Schweiz von heute — bereits der Titel gibt Probleme auf. Beides müsste im Plural stehen, herrscht doch eine Vielfalt von Bildern einer ebenfalls vielfältigen Schweiz[1]. Von welchen Bildern welcher Schweiz soll die Rede sein? Zunächst muss ausgeführt werden, was hier unter «Bild» verstanden wird. Ein Bild ist etwas Ganzes, eine Gesamtsicht und ein Denkgebäude. Man kann sich auf den Standpunkt stellen, dass man seine sozialen Erfahrungen sozusagen automatisch zu einem Gesellschaftsbild verdichte und dieses Bild — gemessen am individuellen Lebenslauf und am spezifischen Standort innerhalb der Gesellschaft — auch sozusagen zwangsläufig ganzheitlich sei[2]. Zwingend ist diese Integration von Teilerfahrungen in eine Gesamtschau, die Verdichtung zu einem gesehenen Bild jedoch nicht. Es ist denkbar, dass man ohne solche selbstentwickelte Bilder leben kann oder aber mit Problem- und Leitbildern, die von professionellen Bildermachern, von Medienschaffenden, Schriftstellern, Lehrern, Pfarrern, Politikern und Wissenschaftern hergestellt und vermittelt werden.

Von den Medien werden, um nur von diesem besonders wichtigen Bildvermittler zu reden, in reichem Masse Informationen weitergegeben, die gemeinhin als Bilder verstanden werden, es aber nach unserer Definition nicht sind. Dass die täglichen Einzelmeldungen über die täglichen Vorkommnisse nicht Bilder, sondern Mosaiksteinchen sind, liegt auf der Hand. Doch auch die Resultate der in immer kürzeren Intervallen zu den verschiedensten Aspekten unseres Lebens durchgeführten Meinungsumfragen, geben, obwohl sie implizit diesen Anspruch erheben, kein Bild, weil sie sich auf Teilaspekte beschränken. Wird die Einstellung zur Kernenergie, zur militärischen Landesverteidigung oder zur UNO-Mitgliedschaft erfragt, könnten die gewonnenen Resultate, falls sie in eine Gesamtschau integriert werden, für das Bild der Schweiz von Belang sein. Das Hauptinteresse der Umfragen gilt aber den individuellen Lebensgewohnheiten und persönlichen Erfahrungen im engsten Lebensbereich. So erfährt man etwa, dass 58 Prozent in den letzten 10 Jahren mindestens einmal die Wohnung gewechselt haben, dass 66,9 Prozent um sieben Uhr ihre Nachtruhe zu beenden pflegen, dass in 16 Prozent aller Haushalte ein Hund lebt, 85 Prozent sich für die Bestrafung harter Pornographie aussprechen, 95,4 Prozent sich entweder «sehr» oder «eher» glücklich fühlen usw.

Kult des Privaten

Das Bedenkliche dieser Pseudobilder der Schweiz ist nicht der Kult des Privaten, sondern die Tatsache, dass dieser Kult sich im Gewand der öffentlichen Relevanz präsentiert, obwohl es sich doch nur um eine durch Quantifizierung und Klassifizierung verbrämte Spiegelung des privaten Selbst handelt. Während man die wirklichen Probleme, weil zu komplex, gerne ver-

drängt oder ebenfalls nur mit privaten Kategorien angeht, werden private Haltungen zur Kenntnis gebracht, als seien es *res publicae:* «Der Hund spaltet die Nation», glaubte kürzlich eine Familiengazette auf dem Titelblatt verkünden zu müssen[3].

Der amerikanische Sozialwissenschafter Richard Sennett hat schon vor Jahren in einem klugen Buch über den Zerfall und das Ende des öffentlichen Lebens festgestellt, dass in den westlichen Industrieländern die unmittelbaren Lebensumstände eine überragende Bedeutung gewännen und unpersönliche Probleme — die *res publicae* — nur dann engagiert angegangen würden, wenn die Menschen fälschlich mit ihnen umgingen, als handelte es sich um etwas Persönliches[4]. Natürlich ist auch in der Schweiz ein Expandieren der Privatwelt festzustellen. Dies drückt sich zum Teil in der Stimmabstinenz, in der Einengung des Betroffenheitsbegriffs oder in den bedenkenlosen Rückgriffen auf das Widerstandsrecht aus. Und trotzdem sind die auf die Idee der Schweiz bezogenen und eine gewisse Verbindlichkeit fordernden Leitbilder in der Öffentlichkeit bemerkenswert gegenwärtig. Sie werden nicht bloss am 1. August reaktiviert; sie leben auch im Alltag. So werden beispielsweise Geschäftsbeziehungen mit Südafrika nicht als solche kritisiert, sondern als mit der Idee der Schweiz unvereinbar oder als eben typisch für die Schweiz der Gnomen, wie umgekehrt die beiden in Südafrika inhaftierten Pfarrer nicht nur als engagierte Privatpersonen, sondern als Repräsentanten der «anderen Schweiz» verstanden werden[5].

Wichtigen Aufschluss geben aber doch die Selbstbilder, die zu den nationalen Gedenkmomenten am 1. August, am Buss- und Bettag und in der Neujahrsansprache produziert oder reproduziert werden. Entgegen der Fama nehmen diese in ihrer überwiegenden Mehrheit alles andere als selbstgefällige Idealisierungen vor. Wohl gibt es noch — und dieses Jahr sogar etwas ungehemmter *wieder* — das warme Bekenntnis zum Heimatland[6]. Im allgemeinen herrscht jedoch eine bemerkenswerte Verlegenheit, manche bewältigen das nationale Ritual nur, indem sie wie der Kommentator des «Wynentaler Blattes» über das Problem des Redens reden[7]. Es ist kein Zufall, dass die einzige unkritische Selbsteinschätzung, die mir diesen 1. August begegnet ist (sie preist die Schweiz als politisches Vorbild für die Welt), von einem im Ausland weilenden Korrespondenten stammt[8].

Moralisierende Appelle

Das Leit- oder Idealbild wird in den nationalen Zivilpredigten in der Regel mit Ermahnungen und Vorhaltungen verknüpft, die auf die Diskrepanz zwischen dem Ist- und dem Idealzustand hinweisen. Es appelliert an die staatspolitischen Tugenden, fordert mehr Engagement, Zivilcourage, Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit, und meistens beziehen sich die Redner sogar — ehrlich — selbst ein. Gerne wird bei dieser Gelegenheit auch darauf hingewiesen, dass das Bild der Postkartenschweiz nicht mit dem schweizerischen Alltag übereinstimmt. Doch wie diese Diskrepanz beheben? Sollen die falschen Bilder an die garstige Wirklichkeit oder sollen die falschen Realitäten an das freundliche Bild angepasst werden? Während in den «ideologiekritischen» Jahren der Hochkonjunktur eher die Anpassung unseres Be-

wusstseins an den Ist-Zustand gefordert worden war, dürften die Idealisierungen als romantische Leitbilder inzwischen eher wieder eine Aufwertung erfahren haben. Und wer vermag zu beurteilen, welches die «fortschrittlichere» Haltung ist?

Hier ist auch auf die Bilder hinzuweisen, die man sich im Ausland von der Schweiz macht. Diese können ähnlich polarisiert sein wie die internen Selbstbildnisse, so dass wir uns — je nach Standort — entweder ärgern oder wundern können: ärgern über das schlechte oder wundern über das gute Image.

Anlässlich der nationalen Gedenkstunden werden auch Problembilder entwickelt. Am diesjährigen Nationalfeiertag ist viel von der Flüchtlingsfrage, von Tschernobyl und Seveso, von der abgelehnten UNO-Mitgliedschaft und von der etwas weniger realen Frage der Totalrevision der Bundesverfassung die Rede gewesen. Natürlich setzte und setzt sich auch das Engagement für einen besonderen Problembereich ebenfalls der Gefahr aus, dass es der Komplexität der *gesamten* sozialen Wirklichkeit nicht gerecht wird und nur bestimmte Aspekte berücksichtigt, während man doch das Ganze im Auge behalten sollte. So könnte es uns leicht wie Lessings Palastwächtern ergehen, die über dem Feueralarm in Streit geraten, weil jeder einen eigenen Plan (ein eigenes Bild) oder eine eigene Leseart des Planes hat.

Man kann die Palastparabel als Warnung vor der Gefahr des Zerredens begreifen. Die Brandgefahr könnte aber auch daraus entstehen, dass die Bilder nicht ernsthaft miteinander verglichen und die Unterschiede der Konzepte nicht hartnäckig genug diskutiert werden. Die gegen blosse Lippenbekenntnisse gerichtete Parole «Taten statt Worte» bildet eine falsche Alternative. Denn erstens sind öffentlich ausgesprochene Worte ebenfalls Taten, und zweitens sind gerade in einer Demokratie Worte nötig, um Taten im üblichen Sinn überhaupt vollbringen zu können. Jean-Marie Vodoz nahm anlässlich des helvetischen Geburtstages das gegen den UNO-Parlamentarismus (und natürlich gegen die schweizerische UNO-Mitgliedschaft) gerichtete Wort der «discours inutiles» auf, um in seiner Tugendpredigt zu betonen, dass «ne pas vouloir discourir» eher eine Untugend und der Dialog zwischen den Staaten und auch den Kantonen nötig sei[9].

Keine «tragende Idee»

Nun gibt es allerdings Problemfelder, die *realiter* schwelende Brandherde bilden. Von der Schweizerischen Vereinigung für Zukunftsforschung sind die wichtigsten kürzlich aufgelistet worden[10]. Es sind sogenannte Sachprobleme (Umweltverschmutzung, Kosten im Gesundheitswesen, Automatisierung der Arbeit usw.), die in unserer versachlichten Zeit als solche und nicht als nationale Fragen gesehen werden. In dieser Studie ist nirgends vorgesehen, dass die Zukunft mit Hilfe eines «Bildes Schweiz» bewältigt werden soll. Als Teil der Alten Welt haben wir die Phase des *nationalbuilding,* die breiteste Teile des Lebens mit einer nationalen Perspektive versehen, weitgehend hinter uns. Lediglich im jungen Kanton Jura kann man eine noch stärkere Verknüpfung von Sachfragen mit denjenigen der kollektiven Identität feststellen[11]. Während im Alltag die Nation vor allem dann bemüht wird, wenn man ein eigenes Prinzip als Konsequenz der

nationalen Aufgabe aufwerten oder ein fremdes Prinzip als im Widerspruch dazu hinstellen und damit abwerten will, wird umgekehrt — wie 1.-August-Erklärungen oder Kommentare zur geplanten CH91 zeigen — von nationalen Gedenkmomenten erwartet, dass sie Wesentliches zur Problemlösung beitragen[12]. Oft bieten diejenigen, die solches fordern, nicht mehr als eben diese wenig aussagende Forderung. Symptomatisch für die Hilflosigkeit, die uns befällt, wenn wir in Verbindung mit den grossen Sachfragen eine Vision der Schweiz entwickeln sollen, ist der 1.-August-Aufruf einer Appenzeller Lehrerin, die eine Frankenspende aller Volljährigen anregt und den auf diese Weise täglich anfallenden Betrag genau errechnet (Fr. 37 423.—), dann aber nicht so recht weiss, was damit getan werden soll. Die «mitreissende Idee», die sie vermisst, kann auch sie nicht liefern[13].

Haben wir eine solche Idee überhaupt nötig? Eine auf ein einziges und obendrein mitreissendes Prinzip reduzierte Gesellschaft wäre mir unheimlich. Doch was haben wir nötig? Der Lausanner Publizist Blaise Lempen zeichnet von der Schweiz ein scharfsinniges Problembild und sagt vom schweizerischen Modell, dass es sich in einer Krise befinde, wobei er innerhalb des Buchdeckels richtigerweise beifügt, dass der Krisenzustand der Normalzustand einer sich weiterentwickelnden Gesellschaft sei[14]. Seine Diagnose ist — wie oft — überzeugender als die Therapie, die er vorschlagen kann. Die Anregungen bewegen sich im Rahmen des Üblichen: Sie empfehlen Systemretouchen wie die Schaffung eines Berufsparlamentes oder die Volkswahl des Bundesrates, und sie appellieren an die Schule, damit diese den künftigen Bürgern ein gemeinsames «kulturelles Gepäck» mitgäben und schon früh das Verantwortungsgefühl entwickelten. Auch das folgende Postulat ist nicht neu, sei hier aber trotzdem in Erinnerung gerufen: Die Schweiz benötige Zeitgenossen, die sich trotz der Hektik des Alltages und der Tendenz zum Pragmatischen mit ihr in grundsätzlicher Weise auseinandersetzen.

Gute alte Zeiten?

Ziel dieser Reflexionen kann nicht ein Gruppenbild der Concordia sein. Das, könnte man sagen, ist vorbei — wenn es jemals so gewesen wäre. Was es in den angeblich guten alten Zeiten gegeben hat, das war ein im allgemeinen nicht wesentlich stärkerer Zusammenhalt, sondern eine von der vorherrschenden Schicht gepflegte Fiktion der Einheit, die darum stärker und eher überzeugender wirkte, weil die Widersprüche der Realität nicht so leicht wahrgenommen werden konnten.

Heute leben wir in einer erklärtermassen pluralistischen Gesellschaft. Hinzu kommt, dass Sonderbares durch die Allpräsenz der Medien nicht nur leichter registriert, sondern durch deren Vorliebe fürs Ausserordentliche, ja Spektakuläre zudem einseitig hervorgehoben und das von ihnen weitergegebene Bild darum leicht zum Zerrbild wird. Dagegen ist mit Appellen allein nicht aufzukommen. Höchstens die Zeitumstände könnten eine alles andere unterordnende Hauptfrage ins Zentrum stellen.

Es wäre verfehlt, eine inhaltliche Einigkeit erwarten und herbeireden zu wollen. Uns müsste genügen, wenn wir wenigstens dadurch verbunden sind, dass sich unser unterschiedliches Den-

ken der gemeinsamen Grösse «Schweiz» zuwendet. Blaise Lempen möchte diese Aufgabe von professionellen Vordenkern geleistet sehen: *«Il faut des philosophes qui éclairent le cheminement ténébreux de leurs contemporains.»* Unsere Staatsform verlangt aber, dass die Zahl dieser Denker in diesem Staat möglichst nahe bei der Zahl seiner Bürger sei. Das bevorstehende Bundesjubiläum und die damit verbundene Landesausstellung bilden eine höchst willkommene Gelegenheit, dieses Denken auf breiter Ebene zu aktivieren. Es kann dabei nicht unser Ziel sein, eine einzelne zündende Idee, eine alles beherrschende Vision zu finden. Die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Ideen bzw. Bildern, ist wichtiger als deren äusseres Resultat, das man 1991 dereinst präsentieren wird.

Georg Kreis

[1] Die Pluralität der Bilder bringt beispielsweise die derzeitige Genfer Ausstellung zum Ausdruck «Expériences et images de la Suisse en vue de la prochaine exposition nationale CH91» von Bernhard Crettaz und Christine Détraz. Katalog Genf 1986.— [2] Vgl. dazu das aus 600 Erhebungen entstandene Buch: Hans-Peter Meier/Moritz Rosenmund, CH-Cement. Das Bild der Schweiz im Schweizervolk. Zürich 1982. — [3] «Schweizer Illustrierte» vom 11. August 1986. — [4] Richard Sennett, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt 1983 (Erstpublikation New York 1974). — [5] Vgl. etwa Roland Brachetto, L'autre Suisse, «Basler Zeitung» vom 19. Juli 1986. — [6] Zum Beispiel Jakob Hauser, Flammengruss ans Vaterland, «Die Linth» vom 31. Juli 1986. — [7] Von den Nöten eines Erstaugustredners, «Wynentaler Blatt», 5. August 1986. — [8] Armin Burch (aus Frankreich), Die Schweiz als Botschaft an die Welt?, «Vaterland» vom 1. August 1986. — [9] Jean-Marie Vodoz, Les Cantons-Unis, «24-Heures» vom 31. Juli 1986. — [10] Ulrich Klöti, Theo Haldemann, Bernhard Gasser, Zukunftsperspektiven. Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung, 1986. — [11] So begegnen wir im Jura einer bemerkenswert positiven Haltung gegenüber den vaterländischen Symbolen: «Du symbole, chaque peuple en ressent le besoin. Parce qu'il est point de repère, signe de ralliement ou de rassemblement.» Den Bund der Alten Eidgenossen zu feiern, bereitet diesem Kommentator überhaupt keine Mühe, denn darin komme der Freiheitskampf zum Ausdruck, den alle Kantone irgendeinmal gekämpft hätten — auch der Jura (Philomène, Vingt-six fois..., «Le Démocrate», 1. August 1986). — [12] Etwa: Landesverkleidung 1991. Hrsg. vom Schweizerischer Werkbund. Gümligen 1984. S. 86. — [13] Helen Meier, 1. August: Die Gelegenheit zur Feier, «Tages-Anzeiger» vom 31. Juli 1986. — [14] Blaise Lempen, Un modèle en crise — la Suisse. Lausanne 1985.

Ein Muslim zwischen Islam und Modernität

Autobiographie als Exempel

Eine Religion ist nicht bloss ein Glaube und ein hierin eingeschlossenes religiöses Ritual. Jede Religion bildet auch ein System, und Religionen können am besten als kulturelle Systeme verstanden werden, da sie ihren Gläubigen und Anhängern je eine bestimmte Auffassung vom Leben, eine

kulturelle Weltsicht, vermitteln. Menschen wachsen in einer bestimmten kulturellen Umwelt auf. Das ist ein Prozess, den Wissenschaftler als eine sozio-kulturelle Sozialisation definieren. Gerade für den Islam ist diese Charakterisierung der Religion von zentraler Bedeutung, da dieses kulturelle System keine Grenzen zwischen Diesseits und Jenseits setzt. Im Islam gibt es den Grundsatz der Trennung beider Sphären nicht. So hat der Muslim in dieser Welt in einer Ordnung zu leben, die von den beiden Elementen der islamischen Religion bestimmt werden: vom Koran und von der Überlieferung des Propheten Mohammed, d. h. von der Sunna.

Da im Islam der Koran als die verbal inspirierte göttliche Offenbarung begriffen wird und da der islamische Prophet Mohammed als das Siegel («khatam») der Propheten in der als Prophetengeschichte definierten Menschengeschichte bestimmt wird, unterliegt der Islam nach seinem theologischen Selbstverständnis nicht dem Wandel. Muslime haben die Vorschriften, so wie sie bald nach Mohammeds Wirken schriftlich fixiert und tradiert worden sind, zu nehmen und zu befolgen, ohne sie zu wandeln und an veränderte Situationen anzupassen. Zwar können die Muslime die Worte Gottes, so wie sie im Koran offenbart werden, unterschiedlich interpretieren. Aber Ihr Weltbild muss ausschliesslich nach dieser Offenbarung geprägt werden, der man nichts hinzuzufügen hat und an der man keinerlei Abstriche vornehmen darf. Tut man dies, dann ist der Vorwurf des *Kufr,* der Häresie, d. h. des Unglaubens, auf der Tagesordnung.

Im Verlaufe von dreizehn Jahrhunderten islamischer Geschichte ist es zweimal zu einem Konflikt gekommen. Einmal im islamischen Mittelalter, als die islamische Kultur das alt-griechische Erbe in sich aufnahm. Historiker nennen diese Phase die Hellenisierung des Islams. Damals, zwischen dem neunten und dem dreizehnten Jahrhundert, haben muslimische Denker und Philosophen die rationale Deutung der Welt durch griechische Philosophen aufgenommen, wodurch ein Konflikt mit der rein gott-zentrierten Weltdeutung des Islams hervortrat. Muslimische Philosophen, an ihrer Spitze der grosse Denker Averroës (Arabisch Ibn Ruschd), haben durch die Einführung der Lehre von der doppelten Wahrheit versucht, diesen Konflikt zu umgehen. Nach dieser Lehre gibt es die philosophische Wahrheit, die die Gelehrten handhaben, die auf rationaler Erkenntnis der Welt basiert und daneben die religiöse Wahrheit, die auf der Offenbarung basiert, die vom Volk getragen wird. Für jede dieser beiden Wahrheiten gibt es eine eigene Domäne.

Dieser Konflikt hat sich wiederholt, als Europa — qua Kolonialmacht — die von Muslimen bewohnten Teile dieser Welt eroberte und sie mit den inzwischen in Europa entwickelten Errungenschaften der technisch-wissenschaftlichen Kultur konfrontierte. Ich nehme diesen Prozess als Gegenstand des Titels meines Buches «Krise des modernen Islams» und ziehe den Untertitel heran: «Eine vorindustrielle Kultur im wissenschaftlich-technischen Zeitalter».

Der nicht überwundene Konflikt

Von dem islamischen Religionsverständnis her ist der Islam das perfekteste und für die gesamte Menschheit

vorgesehene absolute Wissenssystem. Wenn man sich im Islam auskennt, dann ist man ein *'Alim,* d. h. ein Wissenschaftler. Aus diesem Grunde heissen die islamischen Schriftgelehrten *'Ulema,* d. h. Wissenschaftler. Dieses islamische Verständnis von Wissenschaft musste seit dem neunzehnten Jahrhundert in eine Krise geraten, da die Muslime nicht übersehen konnten, dass ihnen die europäische Wissenschaft und Technologie überlegen waren und sind. Wäre dies nicht der Fall gewesen, dann wären die Europäer nicht in der Lage gewesen, die von Muslimen bewohnten Teile dieser Welt zu erobern und zu kolonisieren. Der islamische, ägyptische Schriftgelehrte *Rifa'a Rafi' at-Tahtawi,* der die erste ägyptische Studentengruppe in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts nach Paris leitete, schrieb *1826* in seinem Pariser Tagebuch:

«Wenn man in Frankreich von jemandem sagt, er sei ein Gelehrter, so versteht man darunter nicht, dass er sich in der Religion auskennt, sondern dass er in einer der modernen Wissenschaften Bescheid weiss. Man wird unschwer die Überlegenheit dieser Christen in den Wissenschaften über andere erkennen und folglich auch einsehen, dass es in unseren Ländern viele dieser Wissenschaften gar nicht gibt.»

In der Zwischenzeit hat sich einiges verändert. Heute gibt es Tausende von muslimischen Naturwissenschaftlern und Ingenieuren. Aber am Wesen des hier angesprochenen Konfliktes hat sich nichts Wesentliches geändert. Muslime leben immer noch in der Spannung zwischen Islam und Modernität. Ich habe meine Kindheit und meine frühe Jugend in der arabo-islamischen Metropole Damaskus verbracht und bin in einer von diesem Konflikt geprägten Welt aufgewachsen, wodurch meine Persönlichkeit zutiefst bestimmt wird. Durch meine europäische Bildung und durch die wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen, die mir meine Zugehörigkeit zu einer deutschen Universität gewährleistet, sehe ich mein Lebenswerk darin, diesen Konflikt besser zu verstehen und Wege zu seiner Überwindung zu finden.

Theologisch lässt sich der Islam trotz seiner sehr komplexen Geschichte einfach erklären. Der Islam basiert auf den fünf Säulen, an die jeder Muslim zu glauben hat: 1. Die *Schahada,* d. h. das Bekenntnis der Einheit und Einzigkeit Gottes, und der Glaube an seinen Propheten Mohammed, 2. Das tägliche Gebet (5mal), *al-Salat,* 3. Fasten im Monat Ramadan, *al-Siyam,* 4. Die Entrichtung der Almosensteuer, *zakat,* und 5. die Pilgerfahrt nach Mekka, *al-hağ,* für jene, die dies zu leisten in der Lage sind. Ein Muslim muss sein ganzes Leben nach den Vorschriften des Koran und der Überlieferung des Propheten Mohammed, d. h. der Sunna, ausrichten.

Nun erhebt sich die Frage nach der Sektenbildung bzw. nach der Entstehung von Konfessionen im Islam, ein Gegenstand, den die Religionssoziologen Binnendifferenzierung eines Religionssystems nennen.

Im Islam gibt es nur zwei Konfessionen: der Sunna-Islam, d. h. der orthodoxe Islam, und der Schi'a-Islam, d. h. der sektiererische Islam, der aus dem islamischen Schisma im 7. Jahrhundert hervorgegangen ist. Hier sei angemerkt, dass ich — obwohl ich ein sunnitischer Muslim bin — das Wort sektiererisch nicht mit einem Werturteil verbinde. Denn das Wort *Schi'a* heisst auf Alt-Arabisch «Partei»; die Anhänger dieser Partei nannten sich

Schi'iten, d. h. Partisanen Alis, der von ihnen als der erste Imam und als Heiliger angesehen wird. Schi'itischer Islam heisst daher in einer deutschen Übersetzung sektiererischer Islam, obwohl diese Bedeutung nicht mit dem Selbstverständnis der Schi'iten übereinstimmt, die — genauso wie die Sunniten — in ihrer Konfession die einzig richtige Islam-Deutung sehen.

Nun gibt es innerhalb beider islamischer Konfessionen, der *Sunna* und der *Schi'a,* Sektenbildung. So sind die *Alawiten,* die *Ismailiten,* die *Drusen, Siebener-Schi'iten* und die *Zwölfer-Schi'iten* u. a. gleichermassen Schi'iten. Im sunnitischen Islam gibt es die vier Rechtsschulen, die sich zwar in der sunnitischen Bestimmung des Islams im Gegensatz zu den Schi'iten einig sind, dennoch in Detailfragen und manchmal in wichtigen Bereichen sehr differieren. So sind die *hanafitischen Sunniten* viel liberaler als die streng-orthodoxen *hanbalitischen Sunniten.* Die anderen zwei sunnitischen Rechtsschulen sind die *Schafi'ten* und die *Malikiten.*

Diese Unterteilung des Islams in eine Sunna- und eine Schi'a-Konfession, die jeweils ihre Unterteilung in Rechtsschulen bzw. Sekten haben, ist gleichsam theologischer Natur. Es geht um die Religionsvorschriften und ihre unterschiedlichen theologischen Deutungen. Nun muss man weitere, zum Teil noch wichtigere Unterteilungen anführen. Deren wichtigste ist die Unterscheidung zwischen verschiedenen historischen Phasen des Islams. So ist der heutige Islam, der von dem Konflikt zwischen Moderne und einer vorindustriellen Bestimmung geprägt wird, ein ganz anderer Islam als etwa der Islam des hohen Mittelalters oder der frühe Islam des siebten Jahrhunderts. Einen fundamentalistischen Muslim würde diese Aussage fürchterlich aufregen, da orthodoxe Muslime keine Historisierung, d. h. geschichtliche Bestimmung des Islams zulassen. Der Islam ist für sie immer derselbe Islam ohne Rücksicht auf den Charakter der jeweiligen historischen Periode, die den Inhalt des Islams ja entscheidend prägt. Man sagt, der Islam bestehe aus dem Koran und aus dem *Hadith,* d. h. aus den Aussagen des Propheten, und diese beiden Quellen bleiben in jeder Zeit und an jedem Ort unverändert. Diese Fundamentalisten berücksichtigen aber nicht, dass die Menschen immer Produkte der historischen Zeit sind, in der sie wirken. Das Verständnis der religiösen Vorschriften von einer Epoche zu einer anderen ist unterschiedlich; entsprechend unterscheidet sich der gesamte Charakter des Religionssystems. Auch dürfen wir nicht vergessen, dass die absolute Mehrheit der heutigen Muslime Analphabeten sind, nicht in der Lage, den Koran zu lesen, geschweige denn zu verstehen, da die koranische Sprache ein im höchsten Masse literarisch differenziertes Arabisch ist, das nur Gebildete verstehen können.

Volks-Islam und Rechts-Islam

Diese Bemerkung führt uns zur zentralen Unterscheidung zwischen Volks-Islam und Rechts-Islam. Volks-Islam basiert auf der Aufnahme und der Praxis der islamischen Religionsvorschriften durch die Masse der meisten ungebildeten und analphabetischen Muslime. Oft besteht der Volksislam aus einer Synthese zwischen vor-islamischen Sitten und Bräuchen und der theologisch-islamischen Weltdeutung. Wenn man dem Volksislam in Ma-

rokko oder in Westafrika begegnet, wird man dort kaum einen Muslim überzeugen können, dass der Islam frontal im Widerspruch zu dem Glauben an Geister und an die Magie steht. Während einer mehrstündigen Diskussion in Dakar nach einem von mir gehaltenen Gastvortrag in der «Vereinigung Arabischsprechender Senegalesischer Journalisten und Schriftsteller» im Juni 1982 waren meine Gesprächspartner nicht im geringsten bereit, die Meinung zuzulassen, dass Islam und der Glaube an Geister unvereinbar seien.

Im Gegensatz zu diesem Volksislam basiert der Rechtsislam auf einer exegetischen Deutung der anerkannten islamischen Quellen, d.h. des Koran und des Hadith. Es gibt Nuancen und machmal grosse Meinungsunterschiede in der Interpretation der Texte. Aber einig ist man sich darüber, dass man über die Deutung der Texte nicht hinausgehen darf. Der Hinweis, dass das islamische Recht, die *Schari'a,* Vorschriften für sämtliche Lebensbereiche, ja sogar für die praktische Dimension der Sexualität hat, ist richtig, wenn man vom Islam als einem Rechtssystem spricht. Da das islamische Recht aber nur auf Deutung basiert, gibt es keine islamischen Gesetzesbücher. Fachlich umschreibt man diesen Sachverhalt mit der Aussage, dass das islamische Recht nicht kodifiziert ist. Diese Tatsache und das Faktum, dass die meisten Muslime — vor allem in den ländlichen Regionen — nach volksislamischen Sitten und nicht nach rechtsislamischen Vorschriften leben, verdeutlicht die Kluft, die oft zwischen den theologischen Vorschriften und der gelebten Realität existiert. Wenn auch hier islamische Fundamentalisten diese Differenzierungen in Frage stellen, weil es nur einen einzigen Islam gebe, dann gehen sie von den Religionsvorschriften und nicht von der Realität aus. Mehr noch: sie gehen von ihrem eigenen Verständnis dieser Vorschriften aus und verabsolutieren es dermassen, dass sie jedem, der in seiner Deutung von ihnen abweicht, der *Kufr,* d.h. des Unglaubens, bezichtigen. Das führt uns zu einem Problem, das in der Bewältigung der Spannung zwischen Islam und Modernität zentral ist. Es sei mir erlaubt, meine eigene Erfahrung einzubringen.

Die Familie Tibi

Ich stamme aus einer uralten *Aschraf* und *Ulema*-Familie der ältesten noch bewohnten Stadt der Welt: aus Damaskus. *Aschraf* sind wortwörtlich auf Arabisch die *Noblen,* das Wort bedeutet aber: Herkunft aus der Prophetenfamilie. Mein Vater ist sehr stolz auf den Stammbaum der Familie Tibi, der nach den Aufzeichnungen bis zum Propheten zurückgeht. Als Wissenschaftler teile ich diesen Stolz meiner Vorfahren mit gemischten Gefühlen, da es in diesem Bereich im Verlaufe der islamischen Geschichte sehr viele Fälschungen von Genealogien gegeben hat. Aber im Gegensatz zu dieser von mir mit Skepsis aufgenommenen Genealogie meiner Familie ist die zweite Bestimmung des Hauses Tibi als Ulema-Familie realitätsnah. Ulema sind im Islam, wie schon gesagt, die islamischen Schriftgelehrten, ja, die Wissenschaftler schlechthin. Die Ulema sind spezialisiert auf die islamischen Wissenschaften, deren oberste die Koran- und *Hadith*-Exegese sind, auf die dann die hiervon abgeleiteten Wissenszweige folgen.

Laut der autoritativen umfangrei-

chen Geschichte der Stadt Damaskus von Taqiulddin-al-Husni waren die Ulema der Tibi-Familie stets die führenden Richter und Erbrechtler der Stadt Damaskus. Ich wurde zwar in einem der wuchtigen Altbauhäuser der Stadt Damaskus geboren. Aber schon in meiner frühen Kindheit erlebte ich den Einbruch der Moderne, als meine Familie von der Medina, der Altstadt, in den modernen, sich stets ausdehnenden, aus europäischen Häusern bestehenden Stadtteil umzog. In der traditionellen arabischen Schule *al-Qahtaniyya,* genannt nach den Urarabern Bau Qahtan, wurde ich auch anhand der Koran-Lektüre eingeschult, woraufhin ein weiterer Bruch in meinem Leben folgte. In einer europäischen Schule setzte ich, schon lese- und schreibkundig, meine Schulbildung fort. Die Vorstellung meiner Eltern, dass ich islamisch erzogen werden sollte, und der parallele Wunsch, dass ich eine Bildung nach den anerkannten Massstäben, d. h. europäische Bildung geniessen sollte, kennzeichneten eine Spannung, die nicht nur meiner Familie zu eigen war. Das Pendeln zwischen islamischen und säkularen Schulen ist eine Folge dieser Unruhe. Schon als Junge habe ich erstmals in meinem Leben in meiner Mittelschule davon gehört, dass es andere als sunnitische Muslime gibt. Meine Eltern schrieben mich, dem Nimbus der Familie entsprechend, in einer privaten islamischen Schule ein, in «al-Ma'had al-Arabi al-Islami», ohne zu wissen, dass es sich um eine zwölfer-schi'itische Schule handelt. Der häusliche Bericht des jungen Schülers, dass dort *Farsi,* d. h. Persisch unterrichtet wird und dass eine Einführung in den Zwölfer-Schi'a-Islam erfolgt, erschreckte die traditionell sunnitisch-hanafitisch ausgerichtete Tibi-Familie und veranlasste sie, mich lieber in eine säkulare als in eine schi'itische Schule gehen zu lassen.

Diese alten Erinnerungen werden in mir wach, wenn sowohl Sunniten als auch Schi'iten versichern, dass es keine Unterschiede zwischen Muslimen gibt, während sie sich in der Realität heftig bekämpfen.

Wende in Frankfurt

Nach dem Besuch der amerikanischen Schule in Damaskus und nach dem Erlangen des französischen Abiturs, des «Baccalauréat», wurde ich von meinen Eltern zum Studium nach Frankfurt geschickt. Die Auswahl Frankfurts war zufällig, und sie prägte eine wichtige Phase meines Lebens, da ich dort in den Seminaren von Adorno und Horkheimer die Frankfurter Schule kennengelernt habe. Adornos *negative Dialektik* wurde zu meinem eigenen Diskurs und parallel zum Inbegriff einer totalen Ablehnung all dessen, was mit dem Islam und dem Orient irgendwie zu tun hat. Ich entschloss mich zum Bruch mit meiner Herkunft.

Eine erneute Wende meines Lebens erfolgte nach der Übersiedlung von Frankfurt nach Göttingen und der Annahme einer deutschen Professur. Während der zweiten Hälfte der siebziger Jahre wandelten sich viele Phantasten der alten antiautoritären Bewegung zu dogmatischen Marxisten-Leninisten, die damals die politische Szene an den deutschen Universitäten — so auch an der Göttinger *Georgia-Augusta,* der ich angehöre — prägten. Meinen über Adorno gefundenen Weg zu Marx und meine Entfremdung vom Islam hatten den aufklärerischen europäischen Rationalismus als Grundlage.

Nun stiess ich auf die jungen Marxisten-Leninisten unter meinen eigenen Studenten, die in mir mehr Skepsis hervorriefen als die islamischen Fundamentalisten.

Es waren diese Erlebnisse der siebziger Jahre mit marxistisch-leninistischen Fanatikern, verbunden mit mehreren Orientbesuchen und einer vertieften Hinwendung zum wissenschaftlichen Studium des Orients anstelle der bisher von mir betriebenen Adornismen und Hegelismen, die meine Rückkehr zum kulturellen Islam bedingten. Ich erkannte, wie tief islamische Werte in mir verwurzelt sind, obwohl ich als aufgeklärter Mensch an die meisten Vorschriften der islamischen Pflichtenlehre *immer noch nicht glaube.* Mir wurde bewusst, dass der Islam auch eine Ethik enthält und dass islamische Werte neubestimmt werden können. Seit Ende der siebziger Jahre und bis heute widme ich meine wissenschaftliche Forschung dem Denken darüber, wie der Islam qua vorindustrielle Kultur die neue islamische *mihna,* die ich frei mit Leidenskrise übersetzen möchte, im wissenschaftlich-technischen Zeitalter überwinden kann. Die bisherigen Formen der Verwestlichung in der Form einer oberflächlichen Säkularisierung lehne ich heute ab und plädiere für eine in islamischer Begrifflichkeit zu entwickelnde islamische Tradition von Säkularisierung, für die in der islamischen Geschichte schon einige Ansätze vorhanden sind, die entwickelt werden müssten. Doch in der Zeit, in der wir leben, wird der Islam als eine politische Artikulationsform für Forderungen, die mit dem Islam wenig zu tun haben, mobilisiert. Mir ist es daher bewusst, dass meine Islam-Interpretation wenig Aussicht auf Verbreitung hat. Der fanatische islamische Fundamentalismus der Geheimbünde und der Mörderbanden, die z. B. meinen amerikanischen Kollegen Malcolm Kerr in Beirut ermordeten, prägt heute leider das Gesicht des Islams. Statt aufzuklären, nehmen viele Vorurteilsverbreiter, ja selbst die gelehrten westlichen Orientalisten, gerade diese Situation zum Anlass, um zu zeigen, dass der Islam eine Religion der Fanatiker sei, statt die sozialen Ursachen dieses Fanatismus zu erklären. Aber der Fanatismus der islamischen Fundamentalisten ist ein Zeitphänomen, und er darf uns nicht von der eigentlichen Aufgabe ablenken, dass die islamische Kultur ihre gegenwärtige Krise nur durch die Entfaltung einer aufklärerischen reformatorischen Tradition überwinden kann, für die es Wurzeln in der islamischen Geschichte gibt. Das ist auch die Fragestellung meines von Erich Gysling in den *Schweizer Monatsheften* (Heft 2/1986) besprochenen Buches: *«Der Islam und das Problem der kulturellen Bewältigung sozialen Wandels»* (Frankfurt 1985). Der Islam, so wie er heute ohne eine Reformation ist, hilft seinen Angehörigen nicht, die krisenhafte soziale Umwelt, in der sie leben, adäquat zu begreifen und ihre Probleme zu bewältigen. Die hellenisierten islamischen Philosophen des Mittelalters haben eine islamische Tradition der Aufklärung eingeleitet, die abgebrochen wurde. Es gilt, sie wieder aufzunehmen.

Bassam Tibi